

Markus K. Korb

Wir warten im Schatten

Sie wollen wissen, warum ich ausschließlich in der glühenden Mittagshitze spazieren gehe, wenn die Sonne den Asphalt der Stadt zum Kochen bringt, die Luft über der Straße wabert und die wahnsinnig gewordenen Mücken einen Veitstanz über den von welchem Gras umringten, stinkenden Mülleimern vollführen? Warum ich mich in den späten Nachmittagsstunden zurückziehe und angsterfüllt aufschreie, sobald ich gedankenverloren auf dem Gehweg wandere und unaufmerksam geworden bin, so dass ich des dunklen Umrisses eines hohen Gebäudes ansichtig werde, der auf mich fällt?

Ich vermeide sogar ganz bewusst das Wort »Schatten«, denn dieser Begriff ist mit dem Kontext »Fehlen von Licht« behaftet, was ein völliges Missverständnis sowohl von der Linguistik, wie auch der Naturwissenschaft ist. Dieses dunkle Etwas, das die Dinge ausstrahlen, sobald die Sonne hinter ihnen steht, ist nicht einfach das Nichtvorhandensein von Photonen, nicht einfach ein Mangel an Licht. Nein, in dieser Dunkelheit manifestiert sich die dunkle Seele aller Dinge. Sie zeigt sich, doch niemand erkennt es, bis es zu spät ist. Ich hingegen kam noch einmal mit dem Leben davon, behielt aber den eisigen Schrecken, der sich mir an jenem Tage tief ins Gemüt senkte und werde ihn bis zu jener Stunde in mir tragen, in der ich selbst eingehen werde in eine größere Dunkelheit, die allumfassend sein wird.

Sie wollen die Geschichte hören? Nun gut, aber ich warne Sie: möglicherweise wird das, was ich Ihnen nun offenbaren werde, Ihr Leben verändern. Es wird Auswirkungen auf Ihre Sicht der Welt haben. Ich gehe soweit zu behaupten, dass meine Vision winzige Risse in das dünne Eis schlagen wird, das Sie Realität zu nennen pflegen. Eine Realität, deren Sinn und wahre Natur mir abhanden gekommen sind. Ich hoffe, Sie sehen in meiner

Erzählung lediglich eine Gespenstergeschichte. Nur so könnten Sie Ihr bisheriges Leben auf die gewohnte Weise weiterführen, zur Arbeit gehen, Ihren Partner lieben, Ihre Kinder im Geiste der Vernunft aufziehen und so weiter. Ich bitte Sie inständig, um Ihrer geistigen Gesundheit willen: nehmen Sie nichts, was Sie nun lesen werden für wahr. Ihr Leben wäre nicht mehr so, wie es einmal war. Nichts hätte mehr Bestand, die Gesetze der Physik würden leere Phrasen werden, in der Epoche der Aufklärung hätten die Gelehrten umsonst tonnenweise Papier bekritzelt und die Wirtschaft, welche nur aufgrund des Glaubens der Menschen an die unverrückbare Gestalt der Wirklichkeit besteht, würde zusammenbrechen. Chaos und Anarchie wären die Folge. Bedenken Sie das bitte, ehe Sie diese »Erzählung« (und das ist es und nichts weiter! Glauben Sie mir bitte!) an einen Arbeitskollegen, einen guten Freund oder sonst wen zur Lektüre weitergeben. Warnen Sie Ihren Freund, wie ich es eben tue. Sollten Sie es vergessen, dann möge es gelingen, dass diese einleitenden Worte es an Ihrer Stelle tun.

Es begann an einem Tag im August. Die Luft in der Stadt war erfüllt von Autoabgasen, dem Lärm ausgelassener Schulkinder und der allgegenwärtigen, unbarmherzigen Hitze des Sommers, die das Atmen erschwerte und dazu führte, dass alle Viertelstunde ein Notarztswagen durch das Labyrinth der Straßen heulte, auf der Suche nach einem weiteren Hitzeopfer, dem der Kreislauf zusammengebrochen war. Mein Hemd klebte mir am Rücken und der Schweiß schoss schneller aus den Poren, als ich ihn abwischen konnte. Ich stand an einer vielbefahrenen Kreuzung, wartete auf das grüne Ampelzeichen und beobachtete die Menschen auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Da war etwas in ihrem Blick, das mich entgegen der Hitze frösteln machte. In den Augen der Menschen lag eine unbestimmte Furcht, wie sie auch ein Tier empfinden mochte, das von einem verborgenen Jäger durch den dichten Wald verfolgt wird. Das Gebaren wirkte gehetzt, man trippelte von einem Bein auf das andere, verdrehte den Kopf voller Unbill über die lange Rotphase der Ampel und schenkte dem Nebenmann keinerlei Beachtung.

Die Ampel schaltete auf Grün und verstört setzte ich meinen Weg fort.

Es war um die fünfte Nachmittagsstunde und die Stadt glich einem grobmaschigen Netz aus Schatten, welches von den Gebäuden auf Menschen, Tiere und Gegenstände ausgeworfen worden war und in dessen Maschen ich mich zu verfangen drohte. Die hellen Stellen, wo die Sonne Asphalt und Beton berührte, wurden mehr und mehr rar. Ich fühle mich bedroht, wusste aber nicht zu sagen, welcher Art die Bedrohung war. Gehetzt blickte ich mich um, suchte die Gegend nach einer drohenden Gefahr ab, fand aber keine.

Da passierte etwas mir bis heute nicht restlos Erklärliches. Ich schiebe es der Einwirkung der heißen Sonnenstrahlen auf mein Gehirn zu, aber ich glaubte damals tatsächlich, von meinem Körper entrückt zu sein. Ich blickte wie mit einer Filmkamera von oben auf das Gewirr von Licht und Schatten, das zusammengenommen die Stadt bildete. Langsam zoomte ich heran und sah mich inmitten des Labyrinthes stehen. Meine Arme hingen schlaff an den Seiten herab und mein Kopf war dem Boden zugeneigt, als hörte ich etwas, was sich darunter abspielte. Die unsichtbare Kamera stoppte in luftiger Höhe, während ich gezwungen war durch die Linse zu beobachten, was sich um meinen Körper herum auf der Straße abspielte. Es kam Leben in die Schatten. Die Spitzen schwarzer Dreiecke, von den Giebeln der Häuser geworfen, verschoben sich in Richtung meines leblos stehenden Körpers, krümmten ihre Winkel, bis sie wie Pfeile wirkten, bereit auf mich einzustoßen. Reglos stand mein Körper im Zentrum des unnatürlichen Geschehens, umzingelt von den Speerspitzen der Schatten. Als die Sonne schnell wie im Zeitraffer sank, zuckten sie von allen Seiten auf mich zu, durchbohrten mich und fanden zueinander. Sie fielen über mich her, vereinten sich mit ihren Nachbarn und wurden eins. Mir erschien das wie eine Vergewaltigung meines Geistes, denn als die Dunkelheit den Platz beherrschte, hörte ich wispernde Stimmen, lüstern und gierig. Sie sprachen von lasterhaften Dingen, welche ich im Wachzustand niemals zu träumen gewagt, geschweige denn in die Tat

umgesetzt hätte. Mit einer pfeilschnellen Geschwindigkeit raste die Kamera auf meinen Kopf zu und ich drang schmerzhaft in mein eigentliches Selbst ein, presste die Hände auf die Ohren, um nicht mehr zuhören zu müssen.

Aber es war zu spät, denn die Stimmen drangen nicht von außen an mein Gehör. Sie waren in meinem Kopf.

Ich schrie auf vor Schmerz und meine gepeinigte Seele wollte mir schier im Leib verrotten, schon roch ich die Fäulnis, welche meine Poren ausschwitzten. Von Sinnen stürmte ich vorwärts, hinein in das Fangnetz aus Dunkelheit, wo nur noch wenige Lichtinseln mir Balsam versprachen.

Wohin ich rannte? Ich wusste es nicht, es war mir egal. Nur fort von dem fluchbeladenen Platz, wo die lüsternen Stimmen mir von Orten und Dingen zugeraunt hatten, die ich nie im Leben geschaut, die ich noch nie im Wachzustand aufgesucht hatte. Mein Weg führte mich von Lichtinsel zu Lichtinsel, immer in der Hoffnung, dass das Flüstern verstummen möge. Im Licht wurden sie leiser, dort war Hoffnung. Doch immer, wenn ich das Licht verließ und die Finsternis mich mit klebrigen Armen umfing, bestürmten sie mich lauter und lauter. Irgendwann, ich weiß nicht wie lange es dauerte, warf ich mich erschöpft mit dem Rücken an eine dunkelheitgetränkte Hauswand, die noch von der Sonnenwärme aufgeheizt war. Mein Kopf schmerzte und die Muskeln meiner Beine krampften, so dass ich fürchtete, bald einzuknicken und zitternd zu Boden zu gehen. Doch eben in jenem Moment der Schwäche, als ich mit dem Rücken an der Wand entlang abrutschte, packten mich zwei starke Arme und zogen mich an einen festen Körper. Ich war zu erschöpft, um mich zu wehren, und so konnte ich nichts tun, als mich wie ein schlaffer Sack in den Griff desjenigen zu begeben, der mich auffing.

Fauligsüßer Atem umdünstete mich, machte mich schwindeln. Ich sah nicht auf die Arme, noch wandte ich den Kopf, um den Unbekannten anzublicken. Diesen schien mein Gewicht nicht im mindesten zu belasten, denn sein Griff lockerte sich nicht, seine Muskeln zitterten nicht. Ohne ein Wort hielt er mich an seinen dünnen Körper gepresst.

Endlich brach er sein Schweigen: »Ahnst du, wer ich bin?«
Erstaunt über die Frage konnte ich nur verneinend den Kopf schütteln.

Die Stimme klang wie zerbrechendes Glas.

Scharf, und dennoch in einer merkwürdigen Art melodisch, mit dem rauen Klanggeflecht von 12-Ton-Musik vergleichbar.

»Ich bin einer derjenigen, welche im Schatten warten. Wir sind so alt wie die Finsternis der Nacht und dennoch so jung wie das Licht des Morgens. Versterben wir des Abends und gehen ein in die Dunkelheit, so werden wir bei Tagesanbruch wiedergeboren, zerschmelzen bis zum Mittag und wachsen danach wieder. Du siehst: Wir sind wie unsere Brüder, die Schatten.«

»Was soll das?«, krächzte ich aus heiserer Kehle. Sofort legte sich eine klebrige Hand auf meinen Mund und ich schmeckte ihre Bitternis, die wie galliger Schweiß aus den Poren träufelte.

»Psst. Keinen Laut mehr! Du kannst von Glück reden, dass du noch am Leben bist. Nutze deine Zeit, indem du mir zuhörst und verschwende sie nicht durch belanglose Fragen nach dem Wieso und Warum!«, zischte die Stimme, welche nun den Klang einer Schlange besaß.

»Normalerweise lassen wir Menschen verschwinden, ohne ihnen einen Einblick in die wahre Natur unserer Existenz zu vermitteln. Aber bei dir mache ich eine Ausnahme.«

Ich konnte mich nicht rühren, mir war so, als erhalte ich vom Dunkelheit verbreitenden Schweiß der Kreatur eine paralyisierende Atzung.

Alles, was mir übrig blieb, war den Worten des Wesens zu lauschen.

»Tag für Tag verschwinden Menschen überall auf der Welt. Manche werden Opfer eines Verbrechens, tauchen auf Grund selbst begangener Verbrechen unter. Andere nehmen sich das Leben und der Rest verschwindet spurlos. Hast du dich nie gefragt, was mit diesem Rest geschieht? Sie gehen auf die Straße, wollen Zigaretten holen, ein Bier in der Eckkneipe trinken gehen, eine Zeitung am Kiosk kaufen. Doch dort kommen sie nie an. Sie sind weg, sind wie vom Erdboden verschluckt, wie in Luft

aufgelöst. Ach, wie nahe diese Redewendungen doch der Wahrheit kommen ...«

Einen Moment lang schwieg die Kreatur. Ich hörte ihren rasselnden Atem.

»Diese Menschen gehören uns. Wir warten im Schatten. Immer. Geduldig, ohne Hast, denn wir haben alle Zeit der Welt. Wir schlagen nicht blindlings zu. Wir warten, bis diese Menschen in unser Reich der Finsternis eintreten, dann springen wir sie an, reißen sie zu Boden und hauchen unseren Atem in sie hinein. Damit machen wir sie sehend, öffnen ihre Augen für das Grauen hinter dem Schleier. Wenn ihr Verstand sich daraufhin für unsere Eingebungen öffnet, sind sie verloren. Sie verschwinden im Schatten, der immer unsere Heimat war und nun zu der ihrigen geworden ist. Sie treten ein in das unsichtbare Band, werden eins mit der Bruderschaft und werden Teil unserer Gemeinschaft der Finstergänger.«

Ich hörte ungläubig zu. Was war das für ein Wesen? Meine Gedanken kreisten um sich selbst und ich drohte in Ohnmacht zu fallen. Die rasselnden Worte der Kreatur hielten mich wach.

»Aber du bist etwas Besonderes. Dich werde ich mit einem Geschenk von mir ziehen lassen. Aber dieses Geschenk ist eine Gabe, welche dir mehr Bürde als Freude sein wird. Du wirst uns fürderhin sehen können. An jeder Ecke siehst du uns stehen, in jedem dunklen First siehst du uns hängen und unter den Giebeln der Häuser kleben wir mit langen, dünnen Gliedern. Wir sitzen auf den Balken finsterner Dachstühle, lugen um schattenwerfende Schornsteine. Du wirst uns erblicken, wohin dein Auge sieht. Nur, damit du erkennst, dass wir die Macht haben, dich jederzeit zu vernichten. Preise uns, denn wir sind die Vollstrecker eines höheren Willens! Wir haben dich in unserer Hand, wir bestimmen den Zeitpunkt deines Todes! Dennoch sollst du leben, denn dein erschrockenes Gesicht wird uns aufheitern. Es gibt nichts Erbaulicheres für uns, als jemanden zu haben, der um uns weiß und der sich gegen ein Schicksal auflehnt, dem er nicht entkommen kann.«

Mir wurde Angst und Bange im Herzen, denn ich ahnte, dass das Wesen die Wahrheit sprach.

»Geh nun und fürchte uns!«, sprach es hastig. »Wir warten auf dich im Schatten!«

Sodann entließ es mich aus seiner Umklammerung und ich taumelte hinaus ins Sonnenlicht. Als ich mich umdrehte, sah ich ein Paar mandelförmiger Augen, die in der Finsternis schwammen. Eine ausgestreckte Hand schoss mir entgegen.

Fünf überlange Finger, fast fleischlos, knochendünn.

»Geh!«, befahl die Stimme.

Und ich rannte los. Hinfort von diesem grauenhaften Ort der Erkenntnis, während mir das Echo jener Worte nachjagte: »Wir warten im Schatten!«

Diese Geschichte wurde der Sammlung

Wasserscheu – Sommer Horror Storys

entnommen.

11 Kurzgeschichten von Markus K. Korb,

eine Kurzgeschichte von Christine Guthann.

Titelbild und Innenillustrationen von Mark Freier.

Vorwort von Andreas Gruber.

Auslieferung: Anfang Juni.

Atlantis Verlag, Paperback, 160 Seiten,

11,90 EUR, ISBN 978-3936742-84-8.

Kunden, die direkt beim Verlag bestellen, erhalten zusammen mit ihrer Lieferung eine Postkarte mit dem Motiv des Titelbilds.

www.atlantis-verlag.de

Oder Sie bestellen den Titel z.B. via Amazon.de:

www.amazon.de/dp/3936742847

